

## Die Wirklichkeit im Spiel

Wir alle kennen die Verzauberung, die vom Spiel eines Kindes ausgeht. Nicht nur das spielende Kind ist ja verzaubert, vielmehr greift die Bewegung seines Spiels auf den über, der ihm zusieht und schlägt auch ihn noch in Bann. Vielleicht konnte man einmal miterleben, wie ein kleines Mädchen ein einfaches Holz-scheit aufnimmt als Puppe, und wie hingegeben es mit dieser Puppe spielt. Es redet auf sie ein, wäscht sie und zieht sie an, es schmust mit ihr, und wenn es schließlich gerufen wird und also aufhören muß mit dem Spiel, dann wirft es nicht etwa das Holz-scheit einfach in die Ecke, sondern bringt das Kind erst liebevoll zur Ruhe, bevor es dem Ruf folgt.

Was geschieht eigentlich in solch einem Spiel? Gewiß kann man sagen, das kleine Mädchen ahme die Tätigkeit der Erwachsenen nach, seine eigene Mutter zum Beispiel, oder es nehme spielend vorweg, was vielleicht später einmal im Ernst von ihm getan werden muß. Doch erweckt ein solcher Hinweis leicht den Eindruck, als werde im Spiel etwas lediglich dargestellt, das in Wirklichkeit irgendwo ganz anders ist. Und genau dies trifft nicht zu. Was das Spiel auszeichnet, ist vielmehr dies, daß das Dargestellte wirklich da ist. Im Spiel mit der Puppe gibt das kleine Mädchen nicht etwa vor, eine Mutter zu sein mit einem Kind. Es läßt vielmehr ungezwungen und frei einfach das sein, was solche Wirklichkeit ist, ja die Darstellung des Spiels ist gerade von der Art, daß für das spielende Kind nur das Dargestellte überhaupt ist.

Kinder scheinen so spielen zu müssen; sie entwickeln im Spiel ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten.

Das Spiel ist die Art und Weise, wie sie sich einüben in Vollzüge, die hinterher das Leben ausmachen. Bei uns Erwachsenen ist dies anders. Wir müssen nicht spielen in diesem Sinn, ja es scheint uns oft, als könnten wir uns das freie Spiel gar nicht leisten angesichts all der Aufgaben und Verpflichtungen, die wir zu erfüllen haben. Wir lassen Spiel allenfalls zu im Sinn einer Kompensation, zur gelegentlichen Entlastung also, zur Erholung von den vielen Zwängen, die uns bedrücken.

So verbreitet diese Einstellung ist, so fragwürdig ist sie für das Verständnis dessen, was Spiel bedeutet. Einübung und Erholung sind sicher beachtliche Effekte des Spielens, etwas, das sich tatsächlich einstellt, wo wirklich gespielt wird. Aber wir dürfen das Spiel nicht von ihnen her angehen, denn sie sind keine Zwecke, auf die das Spiel ausgerichtet wäre. Im Gegenteil, das Bezaubernde des Spiels hängt ganz wesentlich damit zusammen, daß Spielen überhaupt nicht zu irgend etwas dient, daß es keine Zwecke außerhalb seiner selbst hat, sondern sinnvoll ist in sich.

In dieser Hinsicht erweist sich Spiel als echtes Gegenstück zur Arbeit. Arbeit hat stets einen äußeren Zweck, der zu erfüllen ist. Wenn wir arbeiten, haben wir etwas im Blick, das es herzustellen gilt und mit dem wir etwas erreichen wollen, das heißt, wir tun die Arbeit in der Regel gerade nicht um ihrer selbst willen. Spielen aber ist nicht bezogen auf etwas anderes als Zweck. Spielen heißt etwas tun, das frei ist von solcher Beziehung und das ganz in sich selbst ruht.

Deshalb nimmt das Spiel den, der spielt, so völlig ein. Wir spielen mit etwas, das seinerseits zugleich mit uns, die wir spielen, schon spielt. Im Spiel ergreift uns eine ganz eigentümliche Bewegung, ein ständiges Hin und Her, das kein Ziel hat, mit dem es enden würde, das sich vielmehr selbst wiederholt und in dieser Wiederholung gerade lebt. Wir brauchen hier nur an die vielen Spiele mit dem Ball oder an die ursprüngliche Bedeutung von Spiel als Tanz zu denken. Und die Bewegung, die hier alles ausmacht, ist nicht nur ohne Ziel, sie ergibt sich vielmehr auch wie von selbst, ganz ohne Anstrengung, und gerade in ihrer Leichtigkeit überzeugt sie.

Wie sehr dies alles Spielen bestimmt, wird deutlich, wenn man sich der eigenen Spiele erinnert. Überall bricht sich da ein aufgetauter Bewegungsdrang die Bahn, sei es körperlich zum Beispiel im Sichtummeln mit einem Hund oder beim Kegeln mit ein paar Freunden, oder sei es geistig zum Beispiel im Schachspiel, das mit seinen strengen Regeln die Phantasie herausfordert, und ebenso im künstlerischen Schaffen, das ja ebenfalls ein Spiel ist.

Immer ist solches Spiel der Ausdruck von Überschwang. Ohne nach einem bestimmten Gegenstand zu greifen und ohne in eine bestimmte Richtung zu zielen, schwingen wir hier einfach aus in eine Bewegung hinein, die uns umspielt und die im Spiel selbst uns aufgeht als sinnvoll in sich und doch in keiner Weise notwendig. Je rückhaltloser wir uns im Spiel auf diese Bewegung einlassen, desto vertrauter wird schließlich sogar der alte Gedanke, daß alles und daß das Ganze ein Spiel ist. Die freie und ungezwungene Bewegung erweist sich als die entscheidende Seins-

weise von Wirklichkeit, und wie nirgends sonst begegnen wir hier dem schöpferischen Anfang, aus dem alles kommt, was ist.

In vielem, was heute Spiel heißt, ist davon kaum noch etwas zu spüren. Allzu oft ist der Sinn des Spielens nicht mehr das Spiel, sondern ein eigener äußerer Zweck, etwa ein mit dem Spiel möglicherweise verbundener materieller Gewinn. Immer totaler in den Kreislauf von Produktion und Konsum eingespannt, vermögen wir immer weniger mit den zweckfreien Aspekten unseres Lebens anzufangen. Und doch ist allein von ihnen her das Leben überhaupt menschlich zu halten.

Nehmen wir uns deshalb die Zeit zum Spielen und machen wir den Platz dafür frei. In dem Maße, wie wir uns solchem widmen, das ein sinnvolles Tun ist in sich selbst und nicht etwa, weil es zu irgend etwas anderem dient, in eben dem Maße wächst die Kraft, auch alles das, was uns die arbeitsteilige Gesellschaft Tag für Tag abverlangt, wie ein Spiel anzugehen und spielend es zu erfüllen. Wer das eigene Denken, Wollen und Tun mehr als ein Mitspielen begreift, braucht das, was ihm begegnet, nicht ernst zu nehmen. Für den spielenden Menschen ist die Welt nicht ein Netz unentrinnbarer Sachzwänge, für ihn ist sie das Feld unabsehbarer Möglichkeit. Versuchen wir es doch einmal so, oder versuchen wir es so einmal wieder. Wir werden uns wundern, in wieviel Bezügen da plötzlich Freiheit zu spüren ist und wie der Raum des Lebens selbst weit wird.

aus: Rheinischer Merkur, Weihnachtsausgabe 1977, Aus dem Leben des Geistes.